

Romantische Reise

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Schreibmappe**

Band (Jahr): **27 (1924)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ROMANTISCHE REISE.

Von August Steinmann.

Nachdruck verboten.

Es war beinahe Mitternacht, als der Republikaner Marc Marvais den internationalen Zug bestieg und in einem schweren Wagen ein Coupé bezog, das vornehm ausgestattet war. Er setzte sich auf das rotsamte Polster, zog die Schuhe aus und schlüpfte in weiche, grünlederne Pantoffeln. Damit begann die romantische Reise, von der hier erzählt werden soll. Romantisch ist sie zu nennen, weil sie den lebenslustigen Mann in Kreise führte, die ihm bisher fremd gewesen waren. Er konnte in eine Kultur hineinschauen, von der die einen behaupten, sie nähere sich vom Glanze der Vergangenheit, und andere wieder sagen, sie gehe nicht in die Tiefe, sondern gefalle sich in den Farben einer verblässenden Palette. Mit gespannten Erwartungen hatte sich Marc für die Reise gerüstet. Aus Schlössern, von denen er nicht wusste, wo sie zu finden seien, waren ihm mit adligen Wappen verzierte Briefe zugegangen: er werde herzlich willkommen sein; zum voraus entbotene Grüsse, die die Lust zur Fahrt ins unbekannte Land zur Ungeduld werden liessen.

Jetzt, da er auf dem Wege zu den fremden Menschen, an der Grenze des Vaterlandes angelangt war, überkam ihn ein sonderbares Gefühl. Noch stand er im Schutze der Gesetze und des Rechtes seines Volkes; das liess ihn sicheres Geborgensein empfinden. Aber schon machten sich Beamte eines fremden Staates um den Zug zu schaffen; die Verantwortung für die Menschen, die sich zur Nachtfahrt einrichteten, war an sie übergegangen. So berührten sich bereits die Gesetze zweier Länder. Das war es, was Marc Marvais fühlte, und er sagte sich: „Das ist vielleicht ein Teil von dem, was wir international nennen.“ Nur noch ein Mensch unter vielen andern Menschen, und mit Gott und der Welt zufrieden, schlief Marc bald darauf ein.

Einmal nur während der Nachtfahrt erwachte er, als der Zug in einer hellerleuchteten Halle plötzlich stillstand. Schatten aus der Tiefe der Geleise wuchsen bis zu Dampf- und Rauchwolken hinauf, die am Scheitel der Halle nach dem Weg ins Freie tasteten. Männer, die vor den Wagen hin und her eilten, riefen sich in einer fremden Sprache zu. Einer schwang ein Licht, und der Zug begann wieder zu fahren. Ueber die schmalen Schienen schwankte die schwere Komposition. Der Schein der Coupélampen glitt an schlaftrunkenen Vorstadthäusern hin, sank hernach auf Schuppen und fiel endlich auf das wehende Gras des hohen Bahndammes. Marc stand am offenen Fenster im Korridor. Ueber einer schwarzen Hügelkette hing der abnehmende Mond wie eine silberweisse Ampel. Man sah einen wunderbaren Turm über eine schlafende Stadt wachen, einen Turm aus mattschimmerndem Altsilber, Filigran, an dem sanftes Mondlicht hing. Marc dachte an ein schönes Märchen. Aber gleich darauf schalt er sich einen Phantasten, denn, was er bewunderte, war verklärte Wirklichkeit: Goethes Strassburg.

Als Turm und Stadt in der blauen Nacht untergegangen waren, legte er sich wieder schlafen. Ueber der Welt, durch die der Zug raste, lag tiefe Ruhe. Es schliefen die Felder, die Bäume und in ihrem Schatten die ländlichen Gehöfte. Auf einem Kanal glitt ein Schiff mit schlaffen Segeln dahin.

*

Als Marc Marvais nach einem Schlafe, der ihn sehr erquickt hatte, die Augen öffnete, war es schon beinahe taghell geworden. Die Landschaft hatte sich auffallend verändert. Die Hügel waren zu breitgewölbten Erdwellen zusammengesunken. Kornfelder warteten auf die nahende Sonne. Ueber fremdartig gebauten Bauernhäusern entfaltete sich der Rauch frisch angefachter Herdfeuer. Kleine Dörfer mit alten Kirchen tauchten auf und verschwanden wieder in ihren stillen Senkungen. War die Landschaft erst noch graugrün gewesen, so wurde sie bald leicht rosig gefärbt, dann legte sich Gold auf die Matten und den blühenden Reps, rieselte durch die Weinberge der Ebene zu und umgab die vollkronigen Bäume. Die Sonne war heraufgestiegen.

Marc Marvais begann zu rauchen und über das Reisen nachzudenken. O, du weite, du grosse Welt! Du Welt vor den Bergen der Heimat! O, ihr Menschen jenseits der Grenzen! Fremde Staaten, fremde Gesetze, andere Sprachen, andere Häuser — und überall Glanz neben Armut, in sich versunkenes Alter und helläugige Jugend. Reisen fördert die Liebe zu den Menschen.

Der Zug fuhr durch eine kleine Station. Ein Mann stand an

der Barriere, ein Bauer in einer blauen Bluse; er trug spitzschnablige Sabots. Marc erinnerte sich jenes Hirten, den er an einem Bahnübergange in der Puszta gesehen hatte. Wie jener fremde Mensch damals den eilenden Zug angestaunt hatte, so betrachtete dieser Bauer die vorüberdonnernde Wagenreihe. Wir mögen reisen wo wir wollen, immer wieder begegnet uns der staunende Mensch, in dem der dahinrasende Zug vielleicht die Sehnsucht nach der Ferne weckt.

Ein grosser Bahnhof öffnete sich. Aus einem Geleise wurden drei, aus drei neun, nichts als Schienen, Weichen, Scheiben, weiss und schwarz, ein Stellwerk, hin und her rollende Wagen, dann stillgelegte Züge, und schliesslich eine weite Halle, in der hundert Geräusche dröhnten. Hier war der erste Morgenaufenthalt. Marc stieg aus, um vor dem Zuge zu promenieren. In der Nähe eines Kioskes beobachtete er ein Mädchen, das nachlässig einen grossen Blumenstrauss hielt und teilnahmslos in die unbewegte Menge schaute. Er entdeckte in ihr den Typus, der zu der Landschaft zu gehören schien — die Frau dieser Gegend. Sie hatte grosse, dunkle Augen, eine feintrückige Nase und einen leichtgewellten Mund. Die Delphine der Lippen waren die Wiederholung des Schwungs der Augenbrauen. Ein Kruzifix zierte den jungen Busen. Das Mädchen hatte also den Mut, zu einem bestimmten Bekenntnisse zu stehen. Als Marc Marvais den Zug wieder bestieg, war er überzeugt von der stillen Frömmigkeit des ihm unbekannt gebliebenen Mädchens.

Und wieder federte der Wagen. Ein mit blühendem Unkraut überwuchertes Geleise führte von der Hauptlinie weg und strebte einer nicht allzuweit entfernten Hügellinie zu. Es war Marc Marvais, als hätte er dieses Stück Erde erdennt wann schon einmal gesehen. Aber er fuhr doch zum erstenmal diese Strecke und empfand dennoch etwas wie Heimatgefühl. Er suchte auf der Landkarte nach und entdeckte, dass hinter den Hügeln im Süden die kleine Stadt sein musste, in der seine Grossmutter die lange Reise durch das Leben begonnen hatte. Vic aux cent tours, in Kriegen viel umstritten, im Frieden weltentrückt. „Wir erben mehr als nur den Namen und Charakter; wir erben auch das, was unsere Ahnen geschaut haben. Unbekanntes Land — jetzt weiss ich, dass ich in mir Blut habe von den Menschen, denen du heute noch Heimat bist! so dachte Marc Marvais in der Sprache dieses Landes. Und er hatte doch stets Furcht gehabt diese Sprache zu reden, aus Angst, er könnte sie misshandeln.“

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als der Zug über die belgische Grenze fuhr und bald darauf eine kleine Stadt erreichte. Hier musste Marc Marvais aussteigen. Mühsam schleppte er das schwere Gepäck aus dem Wagen und stand, allen ein Unbekannter, auf dem Kai. Da nahte sich ihm ein Mann in einer Uniform, legte die Rechte an eine mit einem Wappen geschmückte Mütze und sprach: „Mein Herr, Sie sind wohl der von Monsieur d'Orval erwartete Gast aus der Schweiz?“

Marc Marvais nickte und antwortete: „Gewiss, Monsieur d'Orval hatte die grosse Güte, mich einzuladen.“

Der Chauffeur verneigte sich: „Das Auto steht vor dem Bahnhof; ich darf Sie bitten. Ihr Gepäck wird besorgt.“

O, ihr kleinen Eitelkeiten im Menschen, wie verzeihlich seid ihr! Marc fühlte, wie die Leute aus den Fenstern des Zuges nach ihm schauten. Vielleicht hielten sie ihn für den Herrn des Chauffeurs, vielleicht für einen zukunftsreichen jüngeren Menschen der Gegend.

Vor dem Bahnhof stand ein dunkelgrüner, rassiger Renault. Er mochte wohl siebenzig Pferde stark sein. Kleinbürger umringten ihn. „Das ist der Wagen des Monsieur d'Orval,“ erklärte ein Stadtgendarm, und eine alte Frau wiederholte ehrfurchtsvoll: „des Monsieur d'Orval.“

Der Wagen stürmte eine breite Allee hinaus, und alle siebenzig Pferdekraften waren an der Arbeit. Trotz der Schnelligkeit genoss Marc Marvais die Aussicht mit Vergnügen — hundert Kilometer! — Das war eine Lust! Die Helligkeit des Mittags flimmerte zwischen dem üppiggrünen Land und dem silberblauen Sommerhimmel. Jetzt schwankte der Wagen in eine schmalere Strasse; Buchen schlossen sich zu einem dichten Dache. Durch die Menge der Stämme sah Marc eine Wiese. Ein schweres Eisentor, weitgeöffnet, nahm die Ankommenden auf. Im Hintergrunde, an den Buchenwald gelehnt, stand das Schloss d'Orval.

Auf der Freitreppe wartete Monsieur d'Orval. Der Schlossherr mochte etwa sechzig Jahre zählen; er war vom Typus des

vornehmen Chevaliers. In jeder Bewegung äusserte sich der Aristokrat durch Abstammung. Eine goldene Nadel mit der Lilie der Bourbonen hielt die schwarze, gebauschte Krawatte zusammen. Monsieur d'Orval hatte männlich gute Augen; der Schnurrbart war kurz gehalten, der Scheitel sorgfältig gezogen. Sein ganzes Aeusseres verriet ausgesuchte Aufmerksamkeit.

Herzlich begrüßte der Schlossherr den Gast und führte diesen am Arme die Treppe hinauf. Zwei Diener standen am hohen Portal. In einer vergoldeten Flügelstürze erschien Madame d'Orval, eine schöne, schlanke Dame, in den Jahren, da die Frauen noch einmal aufblühen wie die Rosen, die den Herbst nahen fühlen. Die Schlossherrin hatte ein violettes Seidenkleid angezogen und ein spinnwebfeiner Shwal mit metallenen Spitzen umgab in schwerem Faltenwurfe Achseln und Arme.

Monsieur d'Orval besorgte die Formalitäten der Reception. Marc Marvais, der Republikaner, verneigte sich ein wenig, und erröthete, als er in die mütterlichen Augen der Dame schaute. Diese aber sprach unter feinem Lächeln; das klang wie aus einem schönen Liede. Sie bat den Gast in einen grossen Saal zu treten. Die Wände waren mit Gobelins verhängt. Die kostbaren Teppiche gaben dem Raume einen Schimmer von mit Blau gedämpftem Weiss; aber je länger sich Marc in dem Salon aufhielt, um so wärmer trat aus dem Grunde der Stoffe ein fahles Rot hervor, und grüne, etwa verblasste Töne liessen wohlthuende Ruhe empfinden. Die Bilder der Gobelins erzählten Geschichten aus Hellas; doch schien sich dieses Hellas am Hofe Ludwigs XIV. befunden zu haben. Ein Leuchter aus Kristall von Saint Lambert fing das Sonnenlicht auf, und die Prismen warfen das Spektrum in die hellenischen Sagen und gewobenen Gärten von Auteuil. Bewundernd schaute sich Marc Marvais um.

„Wie ich sehe,“ sprach Madame d'Orval, „haben Sie Interesse an diesen Gobelins.“

„An allem, was hier mich umgibt, freue ich mich,“ versicherte Marc; „ich habe dergleichen vornehmen Glanz noch nie genossen. Es ist in diesem Saale etwas, das ich mit Worten in diesem Augenblicke nicht nennen kann. Ich könnte sagen Geist — besser Geist einer vergangenen Zeit.“

Monsieur d'Orval liess sich in einen Fauteuil nieder. „Ich verstehe Sie,“ sprach er mit leisem Lächeln. Er deutete mit der Rechten auf die Teppiche, lehnte sich gemächlich zurück und faltete die Hände.

„Was Sie hier sehen,“ fuhr er fort, „sind Schönheiten aus einer reichen Epoche, und was Sie um sich wehen fühlen, das ist eine Kultur.“

Der Schlossherr erhob sich.

„Da rede ich von Kultur und vergesse dabei, dass Sie zwölf Stunden gefahren sind. Sie werden wohl Hunger haben. Kehren wir zur Zivilisation zurück; der Lunch ist zubereitet. Um drei Uhr kommt der Wagen des Herrn Gouverneur de Boulangé, dessen Gast Sie heute abend sein werden.“

Durch eine Portiere traten sie in ein behagliches Speisezimmer. Ein junger Diener reichte die Platten. Den Wein goss Monsieur d'Orval ein; er tat das des Sternes wegen. Marc Marvais erfuhr während der Mahlzeit Einzelheiten aus der Geschichte der d'Orval und der Gastgeber stellte an deren Seite die nicht weniger ruhmreiche Historie der Familie seiner Gattin, der Barone de Chiny. Porträte verschiedener Vorfahren der beiden Geschlechter schauten auf die kleine Tafel hernieder. Sie stammten zum grössten Teil aus dem achtzehnten Jahrhundert. Marc fand besondere Freude an einem Pastell La Tours. Es zeigte eine Madame de Chiny-de Florenville, eine jüngere Frau mit dunkeln, lebensdurstigen Augen. „Sonderbar,“ sprach er, „wie doch über diesem Bilde etwas wie Traurigkeit liegt. Diese Dame ist sicher nicht alt geworden.“ Madame d'Orval bestätigte diese Vermutung. „Sie haben recht geraten; Leontine de Florenville starb mit vierundzwanzig Jahren. Sie opferte sich ihrem ersten Kinde, denn sie erlag den Schmerzen der Geburt.“

Marc konnte sich gut vorstellen, wie Leontine de Florenville als Tote ausgesehen haben mochte. Er griff nach dem Weine und erblickte darin das Bild seiner Vorstellung.

Nach dem Essen lustwandelte das Paar mit dem Gaste durch den weiten Park. Von einer Lichtung im Buchenwalde aus konnten sie eine Strasse überschauen. In der Ferne leuchtete ein Wagen auf. Der Sommerwind wehte ein Signal über die Felder.

„Schon so spät!“ sprach Monsieur d'Orval erstaunt, „wie doch die Zeit eilt. Dort kommt der Wagen des Herrn Gouverneurs.“

Sie schritten zum Schlosse zurück und wenige Augenblicke nachher hielt auf dem Vorplatze ein dunkelrotes Automobil. Ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit vom Trittbrett. Es trug ein schneeweisses Kleid.

Madame d'Orval umarmte das Mädchen und küsste es. Monsieur berührte leicht die Stirne des schönen Gastes. Marc Marvais blickte zu Boden, als ihm der Schlossherr Ernestine de Boulangé vorstellte. „Mein lieber Papa freut sich, Sie kennen zu lernen,“ wandte sich Ernestine an Marc; „der Herr Minister hat Sie angemeldet und Sie werden unser Gast sein. Wir lieben Ihr Land und Ihr Volk.“

Marc Marvais suchte nach gewählten Worten. Aber da der Blick des Mädchens auf ihm ruhte, vermochte er nur zu antworten: „Ich bin gerührt von Ihrer Liebenswürdigkeit. Ja — ich glaube, es wird mir nicht so leicht fallen, Ihnen für Ihre Gastfreundschaft so danken zu können, wie es meine Pflicht sein muss.“

Unter dem Wandel der Sonne gewann die Landschaft gegen Abend an Milde. Bis zum Tee spielten die vier zufriedenen Menschen im Park von d'Orval Croquet. Wer sie gesehen hätte, wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, Watteaus Geist treibe mit ihm einen schönen Scherz.

Die Sonne stand über den Höhen des Dos de Franchevale, als der Chauffeur des Gouverneurs den Wagen aus dem Frieden des Schlosses d'Orval lenkte. Madame hatte Ernestine mit einem Bukett beschenkt und Monsieur hatte Marc Marvais versichert, dass die Gastfreundschaft mit Freude bestehen bleibe. So fuhr das Paar unter wolkenlosem Himmel dahin. Es hat zu jener Stunde wohl weitherum kaum glücklichere Menschen geben können. Und ihr Blut sang das Abendlied an die breite, endlose Strasse, an die Wellen des Windes, der über die Felder strich, an den roten Mohn am Rande des Kornes und an die stillen Gehöfte unter Nussbäumen. Ihr Blut sang das Lied an das Leben, das zur Sommerreife drängt, das Lied, das den Schwalben gilt und dem klaren Wasser der Bäche, dem heimkehrenden Vieh und dem Landmann, der den Feierabend sucht. Sie fuhren über Brücken und durch stille Dörfer, sausten durch tieferschattige Wälder und über lachende Höhen. Und sie plauderten von den kleinen Begebenheiten, weil sie sich Grosses noch nicht zu sagen hatten. Sie rochen an den Blumen der Madame d'Orval und sogten aus den Rosen den Hauch des satten Junitages.

Hinter einer mit Birken gekrönten Anhöhe herauf kam mit hellglänzenden Flügeln ein Aeroplan. Mit den gesumten Akkorden des Propellers stieg der Flieger aus der Tiefe des Horizontes auf steiler Bahn in das unendliche Blau. Der schaffende Motor des Wagens vermochte nicht das Rauschen der befreiten Maschine, das durch den Raum brauste, zu übertönen. Ernestine und Marc winkten dem Himmelsstürmer. Und wie sie so schauten, schob sich zwischen sie und den Piloten das lichtdurchwobene Blätterdach eines Eichenwaldes.

Auf einmal fasste das Mädchen die Hände seines Begleiters und rief voll Entzücken: „Sehen Sie unsern Fluss!“

Mit diesen Worten fuhren sie aus dem Walde; schimmernd zog ein goldenes Band durch ein breites, von Hügeln eingesäumtes Tal. Lange Kähne mit schweren Segeln, Schiffe mit Wimpeln, Flösse, schwer beladen, trieben dahin. Fabriken stiessen den letzten Rauch ihrer sterbenden Feuer aus. In Parken lockten Villen und an den Hängen standen helle Landhäuser. Eine Stadt, reich an Schönheit und überragt von den stumpfen, unvollendeten Türmen einer gotischen Kathedrale, spiegelte sich im Wasser.

„Das ist mein Tal,“ sprach Ernestine vor sich hin. Schweigend genossen sie den Ausblick. Die Strasse erreichte das Ufer des Flusses. Den Eingang zur Stadt bewachte eine mächtige Felsnadel.

„Das ist der Roche des Bayards,“ erklärte Ernestine.

Die Sonne war gesunken. Die Mauern der Zitadelle hoch über dem Flusse hoben sich blass vom zudunkelnden Himmel ab. In der Stadt brannten bereits die Bogenlampen.

Auf der Veranda der Villa des Gouverneurs sassen Monsieur de Boulangé, Ernestine und Marc Marvais. Das Diner war vorüber. Um die grünverhängte Tischlampe huschten Nachtinsekten. Wie schwere dunkle Trauben ragten Glyzinen aus der tiefen Dämmerung. Die Tochter des Gouverneurs hatte sich zum Schutz gegen die Kühle, die vom Wasser heraufstieg, einen leichten weissen Pelz umgelegt. Sie war nicht mehr die über-

mütige Fahrtbegleiterin vom Nachmittage, sondern die junge Dame eines aristokratischen Hauses. Ein dünner Puder auf den Wangen liess die dunkelbraunen Augen beinahe schwarz erscheinen. Als sie nach einer Aprikose langte, blitzte der Stein eines schmalen Ringes auf. Jetzt nahm sie aus einer Dose von Japanlack eine Cigarette. Marc bot ihr Feuer an.

„Papa erlaubt mir zu rauchen,“ sprach sie; „man sagt zwar, eine Dame sollte nicht rauchen. Aber unsere Zeit ist so voll Revolution, neuen Ideen und neuen Rechten, dass diese Kleinigkeit wohl auch verziehen werden darf. Tante Josephine ertappte mich letztthin, als ich im Garten Cigaretten zählte. Denke doch, meine liebe Ernestine, rief sie mir zu, was würden wohl die Schwwestern von Sainte-Madelaine sagen, wenn sie wüssten, dass Ernestine de Boulangé raucht wie ein Sergeant. O, meine liebe Tante Josephine, antwortete ich, mein Papa ist Offizier; da darf die Tochter doch Sergeant sein. Schauen Sie, Monsieur Marvais, wie ich Ringe blasen kann!“ Und sie blies zwei schöne Ringe, der zweite schlüpfte durch den ersten und durch beide tanzten kleine, weisse Motten.

Monsieur de Boulangé, königlicher Gouverneur der Provinz X, hatte Wein bringen lassen. Während er einschenkte, sprach er: „Ausser Ihrem Herrn Gesandten und dessen Herrn Attaché habe ich mich noch mit keinem Schweizer näher unterhalten. Ich kenne den Lemensee und die schöne Stadt Genf. In Bern verweilte ich einmal bei unserem Minister. In Luzern sah ich die grossen Hotels und auf dem Berge Rigi blies ein Montagnard das Alphorn. O, das war schön. Was liegt zwischen jener Zeit und dem heutigen Abend?“ — Der Gouverneur wies auf die Kathedrale Notre Dame hinüber. — „Der Krieg hatte sie zerstört. Tausend Häuser — nichts als Ruinen, Trümmer und Elend.“

„Du sollst nicht davon sprechen, Papa,“ fiel Ernestine ihrem Vater ins Wort; „lass die Erinnerungen, sie regen dich auf.“ Der Gouverneur nahm das Lorgnon von den Augen. Er legte es auf den Tisch und wandte sich an die Tochter: „Ich werde Herrn Marvais nichts aus jenen Tagen erzählen. Aber Sie, mein lieber Freund, sollen doch wissen, dass wir die tausend Häuser wieder aufgebaut haben; noch stehen ganze Gassen im Gerüste. Was wir damit sagen möchten? Nicht „Sein oder Nichtsein“, sondern nur Sein, das ist unser Wille. Damals, als die Stadt brannte, brach meine Frau unter den Ereignissen sterbend zusammen. Ernestine anvertraute ich einem meiner Pächter in den Ardennen. Ich selbst kam an die Yser — in der Hölle war ich — aber es ist ja vorüber gegangen, Gott sei Dank.“

Der Gouverneur griff hastig nach dem Weine: „Trinken wir! Es lebe der König — er hat mit uns gelitten.“

„Und die Königin, denn sie hat uns nicht verlassen,“ flüsterte Ernestine. Zum erstenmal in seinem Leben erhob Marc Marvais, der Republikaner, sein Glas zu Ehren eines Königspaars. Er tat es ohne Zögern, weil der König, auf dessen Wohl er heute trinken sollte, als ein wahrer Edelmann sich ausgewiesen hatte. Von der Stadt her kam Musik.

„Ist das nicht die schöne Ballade von Benoît?“ fragte der Gouverneur. Ernestine nickte. Marc blickte unverwandt auf den Ring des Mädchens. Der Edelstein strahlte in die Melodie hinein. Dann trugen die Töne Marc zurück in das Schloss d'Orval und ihm war, als wandelte er an der Seite der schönen Leontine de Florenville über die helle Wiese des Parks. Sein Blick glitt zu Ernestine hinüber; die Wirklichkeit sass in der Gestalt der schönen Ernestine de Boulangé neben ihm.

Es war Mitternacht. Im Musikzimmer der Villa de Boulangé standen Ernestine und Marc vor dem Büchergestell und betrachteten die kostbaren Einbände der französischen Klassiker. Hernach zeigte das Mädchen dem Gaste wertvolle und seltene Vasen, Teller und Figuren. Und je eifriger Ernestine von all den Dingen erzählte, desto mehr wuchs in Marc Marvais Bewunderung und Ergebenheit zu ihr. Lose nur hing der Pelz um die Schultern der Tochter des Gouverneurs. Schon gab er die zarten Schultern frei. Als Ernestine am Flügel lehnte und eine mattblaue Dose mit aufgesetzten Blumen aus Porzellan öffnete, da fiel die weisse Hülle zu Boden, und Marc wusste, dass ihm das Blut in heissen Wellen in die Wangen schoss. Seine Betroffenheit erfasste auch die Tochter des königlichen Statthalters. Sie versuchte die Dose, in der eine goldene Kette ruhte, zu schliessen, aber der Deckel entglitt ihren zitternden Fingern und fiel zu Boden.

„Ach!“ fuhr das Mädchen erschrocken zusammen; denn es

glaubte, der Deckel sei in Scherben gegangen. Doch er lag unversehrt auf dem weichen Teppich. Ernestine und Marc beugten sich im selben Augenblick danach. Und als sie das Stück fassten, blieben sie wie gebannt knien. Marc Marvais nahm Ernestinens Hände und verbarg sein Gesicht darin. Er fühlte die Kühle dieser köstlichen Schale und roch den fremden Duft der seidenfeinen Haut. Als sie sich wieder erhoben, fuhr sich die junge Dame über die Augen.

„Mein Freund,“ sagte sie lächelnd, als wäre nichts geschehen, „wir wollen die Dose wieder schliessen.“ Während sie dies tat, sprach sie langsam: „Sehen Sie, diese Kostbarkeit enthielt einst die Puderquaste einer jungverstorbenen Dame. Madame d'Orval hat mir die Dose geschenkt an meinem ersten Kommunionstage. Es ist ein Andenken an Leontine de Florenville, eine Vorfahrin meiner mütterlichen Freundin.“

„Leontine de Florenville?“ fragte Marc erstaunt; „ich habe im Salon d'Orval ihr Porträt gesehen. Welch ein Zufall!“

„Es ist auch ein Zufall, mein Freund, dass der Deckel zu Boden gefallen ist,“ gab Ernestine zurück; „ich weiss nicht, wie es gekommen ist.“

Im Nebenzimmer schlug eine helle Glocke ein Uhr.

„Die Geisterstunde ist vorüber; wir wollen schlafen gehen.“ Mit diesen Worten wandte sich Ernestine der Türe zu.

„Ich bitte Sie, um ein sichtbares, bleibendes Andenken an diesen Abend,“ bat Marc. „Würden Sie ihn sonst vergessen?“ fragte das Mädchen. Der Gast antwortete: „Wenn Sie es können, müsste ich versuchen, es auch zu tun. Doch, ich weiss, ich könnte es nicht so leicht.“

Ernestine nahm aus einem Strausse eine schöne weisse Rose.

„Zur Erinnerung an die Erbin der Dose der Leontine de Florenville.“ Mit diesen Worten reichte sie ihm das sinnvolle Geschenk.

Ein Diener, der im Flur auf einem Polstersessel geduldig gewartet hatte, geleitete Marc Marvais zum Gastzimmer, machte an der Türe eine tiefe Verbeugung und zog sich über den dunkeln Läufer lautlos zurück.

*

In der nächsten Nacht sass Marc Marvais auf dem Balkone seines Zimmers in einem Hotel in Ostende. Seine Abreise aus der Villa de Boulangé hatte einer Flucht geglichen. Der Herr Gouverneur war erstaunt gewesen, dass der Gast nicht noch einen oder zwei Tage hatte bleiben wollen. „Das Meer lockt mich,“ behauptete Marc. Ernestine aber wusste, dass der Gast einem Gefühle zu entrinnen suchte, das ihn zu überwältigen drohte. Dieser Zug an Marc gefiel ihr. Sie nannte das Kraft der Ueberwindung. Als der Freund Abschied nahm, reichte sie ihm beide Hände und fragte: „Sagen Sie aufrichtig, nehmen Sie schöne Erinnerungen mit sich?“ „Ja, sehr schöne,“ versicherte Marc treuherzig, „zwei Namen: Leontine de Florenville und mit der weissen Rose Ernestine de Boulangé.“ „Gut so,“ sprach die junge Dame. „Wir sehen uns im Leben vielleicht nie mehr. Die Hauptsache ist, dass wir uns begegnet sind.“

Jetzt, da Marc Marvais auf das Meer hinausschaute, kam er sich sehr verlassen vor. Er hatte sich am Tage vorgenommen, im Spielsaale Zerstreuung zu suchen. Was ihn davon abgehalten hatte, war, so folgerte er, schuldige Rücksicht auf die Tochter des Gouverneurs. „Ich will leiden unter der Sehnsucht nach diesem Mädchen; ich darf nicht beim Roulet sein, wenn es an mich denkt. Und dass es an mich denkt, das weiss ich.“

Er holte aus dem Zimmer ein Buch! „Vers l'immortalité“, der neueste Roman eines flämischen Schriftstellers. Darin lag die Rose. Er betrachtete sie lange. „Unsinn des Verliebtseins! Unsinn des Sehns, nach dem, was nicht erreichbar ist!“ Marc hätte ob dieser Erkenntnis laut aufschreien mögen.

Er legte die Rose wieder in das Buch. „— — — und doch hat alles einen Sinn!“ sprach er zu der Blume. „Ernestine öffnete die kostbare Dose — so öffnete sie sich auch mir.“

Weit draussen in der Nacht fuhr eine Lichterreihe westwärts. Es musste ein grosser Dampfer sein. Marc verfolgte verlangend die lautlos dahingleitende Erscheinung. Wohin, du nächtlicher Weltfahrer? Feiern die Menschen, die du trägst, ein Fest? Tanzen sie über tanzenden Wellen?

Wie glich Marc Marvais, in diesem Augenblicke wieder nur ein Mensch unter Menschen, doch dem Bauersmanne mit den Sabots, der an der Barriere stand! Dem Hirten am Bahnübergange in der Puszta! Jetzt war er einer von jenen, die staunend dem nachblicken, das in der Ferne verschwindet.